

13. Hoffnung kontraintuitiv

Das ethnographische Studienprojekt an der Schnittstelle zu Wissenschaft, Kunst und Öffentlichkeit

Silvy Chakkalakal

Die Debatte über eine autoritäre Wende und die Krise der Demokratie ist im vollen Gange und dauert schon seit einer Weile an.¹ ›Autoritär‹ bezieht sich dabei sowohl auf rechte Regierungen, an deren Spitzen zumeist sogenannte ›starke Männer‹ stehen, die geopolitisch bestens miteinander vernetzt sind; ›autoritär‹ meint aber auch rechtsmotivierte Eingriffe in öffentliche Diskussionsorte wie Wissenschaft, Museen und Medienlandschaft. Das Konstatieren eines autoritären Turns ist also verbunden mit der Beobachtung, dass sich die öffentliche Sphäre im Umbruch befindet – also jene Orte, in denen politisch gestritten wird und innerhalb derer politische Meinungen gebildet werden. Diesem alltagskulturellen und weiten Verständnis von Öffentlichkeit folgend können so auch die Grenzsphären, in denen sich Alltagskultur, Politik, Wissenschaft und Künste/Kulturleben überlappen, in den Blick genommen werden. Gerade hier werden meines Erachtens die veränderten Dynamiken von Öffentlichkeit in den Reibungen und Austauschbeziehungen zwischen gesell-

1 Vgl. zuletzt die Gesprächsreihe »Leben in autoritären Zeiten. Kulturwissenschaftliche Analyse und kulturelle Interventionen«, eine Kooperation zwischen dem Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien und dem Volkskundemuseum Wien. Sie findet im Rahmen des Programms »Through the Dark – Deep Readings. Von Faschismus bis Freund:innenschaft« des Volkskundemuseum Wien statt. Oder auch der Schwerpunkt »Culture Wars« des ZKK – Zentrum Künste und Kulturtheorie Zürich mit unterschiedlichen Veranstaltungen und Arbeitsbereichen; vgl. auch Anna Schwencks Konzept von Flexiblen Autoritarismus, das das Feld Populärer Kultur mit dem Politikfeld verbindet und zeigt, wie gegenwärtige populärkulturelle Formate und Praktiken Autoritarismus normalisieren. Dies.: *Flexible Authoritarianism. Cultivating Ambition and Loyalty in Russia*, London: Oxford University Press 2025.

schaftsanalysierenden Wissenschaften, intervenierenden Künsten und politischem sowie alltagskulturellen Feld sichtbar.

Mein Beitrag folgt Nora Sternfelds weiter Konzeptualisierung von Vermittlung in ihrem Aufruf »Bildung radikalisieren«² und nimmt das Schnittfeld von universitärer Lehre und Ausstellungsorten bzw. von Bildung und Museum in den Blick. Eine übergeordnete Fragestellung ist für mich dabei: Wie können wir in diesen andauernd hoffnungslosen Zeiten hoffnungsvoll lehren und vermitteln? Das Marcuse'sche Plädoyer »Weitermachen«, das mir mein Kollege Volker Pantenburg aus den Filmwissenschaften von einem Friedhofsspaziergang aus Berlin schickte (s. Abb. 1), klingt fast schon kontraintuitiv in diesen Zeiten. Kontraintuitivität – und das ist meine zweite Prämisse für diesen Beitrag – möchte ich als eine Art gegenkulturelle Strategie vorschlagen.³ Dabei zeigt sich auch ein Spannungsverhältnis in der Position des lehrenden und vermittelnden »Wir«, von der aus betrachtet »gegenkulturell« keine Position *außerhalb* der vermachteten Bildungsinstitutionen wie Museum und Universität meint und somit eine einfache Unterteilung in Außen und Innen vermeiden will. »Gegenkulturell« meint vielmehr kontraintuitive Strategien und Techniken, die Familiäres, Normalisiertes und Unhinterfragtes de-familiarisiert – *unheimlich* macht – und sich darüber im Klaren ist, dass solche als *gegenhegemonial* verstandenen Praktiken immer wieder selbst Teil der Logiken werden können, gegen die sie sich eigentlich richten.⁴

-
- 2 Sternfeld, Nora: Das radikaldemokratische Museum, Berlin: De Gruyter 2018, S. 55–70. Nora Sternfeld bezieht sich in ihrer Forderung »Bildung radikalisieren« auf die Vermittlungspraxis im Museum, wobei sie an anderer Stelle auch betont, dass sie die fünf von ihr vorgeschlagenen strategischen Stränge »einer radikaldemokratischen kuratorischen und vermittlerischen Praxis«, nicht institutionenspezifisch oder feldspezifisch definiert, sondern mit Absicht offen formuliert und dass es ihr eher um die gegenkulturelle und kritische Interventionskraft geht.
 - 3 Vgl. hier den Beitrag von Ingo Pohn-Lauggas »Aktivierung und Passive Revolution: Die Einverleibung herausfordern« in diesem Band, der entlang einer Lektüre von Raymond Williams die Einverleibung herrschaftskritischer Bildungsinhalte in die Bildungsinstitutionen als Teil von Herrschaft analysiert.
 - 4 Ich beziehe mich hier stark auf ein Verständnis von Hegemonie als Familiarisierung und Normalisierung, wie es Stuart Hall in seiner Lektüre Antonio Gramscis diskutiert hat: Vgl. Gramsci, Antonio: Selections from prison notebooks, herausgegeben und übersetzt von Quintin Hoare/Geoffrey Nowell Smith, London: Lawrence & Wishart 2005; Hall, Stuart: »The rediscovery of »ideology«, return of the repressed in media studies«, in: Culture, society and the media, New York/London: Routledge 2005, S.

Abb. 1: Grab von Herbert Marcuse in Berlin



Bild: Volker Pantenburg

Reparativ lehren und lernen in hoffnungslosen Zeiten

Im ersten Teil meines Beitrags werde ich der Frage nachgehen, wie sich Lehre reparativ und hoffnungsvoll gestalten lässt – vor dem Hintergrund einer sich wandelnden Vorstellung von Öffentlichkeit und den damit verknüpften Formen des Politischen. Diesen Wandel, der auch im Boom des Öffentlichen deutlich wird, lässt sich sehr gut an den Veränderungen auf dem Feld der Künste nachvollziehen, beispielsweise in dem nun seit einigen Jahren andauern-

52–86; Ders.: »The problem of ideology – Marxism without guarantees«, in: Journal of communication inquiry, 10/2 (1986), S. 28–44.

den Plädoyer, dass die Künste gesellschaftlich wirksam sein sollen.⁵ Dieser verstärkte Öffentlichkeits- und Interventionsdruck ist an den Universitäten in der Idee einer Third Mission angekommen. Sie ist auch Zeichen dafür, dass Öffentlichkeit selbst und mit ihr ehemals kritische Formate wie »Partizipation«, »kollaborative Forschung« und »engagierte Wissenschaft« bereits Teil der Institution und damit hegemonial geworden sind, und somit auch einer ökonomisierten Logik folgen.⁶ Hier deutet sich auch schon an, dass wir es mit unterschiedlichen Konzepten von Öffentlichkeit zu tun haben. Es wird feldübergreifend eine Re-Figurierung des Öffentlichen sichtbar und damit eng verknüpft die Frage nach dem Politischen.⁷

In Anbindung an das Tagungsthema »Das Radikaldemokratische Museum Revisited« möchte ich demnach stark machen, dass gesellschaftliche Wirk-

-
- 5 Meine Überlegungen zur Transformation des Öffentlichen sind u.a. im Sonderforschungsbereich 1512 »Intervenierende Künste« verortet, in dem ich in mehreren Teilprojekten forsche. Im Laborbereich Künste, Wissenschaften und Öffentlichkeiten gehen wir vor allen Dingen im Teilprojekt Reflexion der Neu-Gewichtung, Ökonomisierung und Normalisierung von Öffentlichkeit nach, sind zudem auch an den konkreten Konflikten interessiert, die sich aus kollaborativen Projekten zwischen Künsten, Wissenschaften und Öffentlichkeiten ergeben. Siehe hier die Dissertationsforschung von Janette Helm: »Intervenierende Künste, konflikthafte Kollaborationen: Aushandlungsprozesse an der Schnittstelle von Wissenschaften, Künsten und Öffentlichkeiten«.
 - 6 Vgl. hier Sternfeld, Nora: »Kuratorische Öffentlichkeit unter infrastrukturellen Bedingungen. Wie können wir zusammen handeln in einer Welt, die uns zunehmend isoliert?«, in: Matthias Beitz/Beatrice Jaschke/Nora Sternfeld (Hg.), *Gegenöffentlichkeiten organisieren. Kritisches Management im Kuratieren*, Berlin: De Gruyter 2019.
 - 7 Verschiedene Entwürfe einer Re-Figurierung des Öffentlichen setzen sich kritisch mit Jürgen Habermas' einflussreicher Studie »Strukturwandel der Öffentlichkeit: Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft [1962]« (Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990) auseinander, in der er ein normatives Verständnis von Öffentlichkeit entwickelt. Zwei zentrale Interventionen seien hier exemplarisch genannt: Nancy Fraser fordert die politische Wirksamkeit normativer Öffentlichkeit zurück, indem sie Habermas' Annahmen gleichberechtigter Bürger*innen und souveräner Staaten mit ihrem Konzept »transnationaler Öffentlichkeiten« kontrastiert: Fraser, Nancy: »Transnationalizing the public sphere: On the legitimacy and efficacy of public opinion in a post-Westphalian world«, in: Hugh Baxter (Hg.), *Habermas and Law*, London: Routledge 2020, S. 379–402. Eine weitere grundlegende Kritik stammt von Chantal Mouffe, die dem konsensorientierten Modell deliberativer Demokratie ein agonistisches Verständnis entgegensetzt, das auf den produktiven Konflikt divergierender Meinungen setzt, vgl. Mouffe, Chantal: »Deliberative democracy or agonistic pluralism?«, in: *Social research* 66 (1999), S. 745–758.

samkeit und Öffentlichkeit in der Wissenschaft eben nicht nur die Idee der Exzellenzuniversität umgreifen sollte, die das Primat von Drittmittelprojekten genauso wie einen gesteigerten Publikationsdruck beinhaltet. Stattdessen sucht folgender Beitrag nach für diese Zeit eher kontraintuitiven (und somit ›de-familiarisierenden‹) Logiken von sozialer Wirksamkeit und Öffentlichkeit, die meines Erachtens u.a. in der Verbindung der universitären Lehre mit gesellschaftskritischer Forschung liegt. Ausgangspunkt für meine Überlegungen ist dabei meine eigene Praxis im universitären (Aus-)Bildungsbereich.

Beispielhaft möchte ich die Transformationen des Öffentlichen/Politischen entlang des Lehrformats des mehrsemestrigen ethnographisch-kulturanalytischen Master-Studienprojektes diskutieren. Dieses ist noch immer ein zentrales Charakteristikum und eine Art Herzstück der Ausbildung von Studierenden im deutschsprachigen Fach der Empirischen Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie. Im Rahmen des Studienprojekts entwickeln und realisieren die Studierenden ein ethnographisches Forschungsvorhaben, das eng mit aktuellen methodischen und theoretischen Ansätzen und Diskussionen im breiteren kulturanthropologischen Fächerkontext verknüpft ist. Der Forschungsprozess umfasst die Ausarbeitung einer Fragestellung, die Durchführung empirischer Erhebungen sowie die anschließende Auswertung und öffentliche Präsentation der Ergebnisse. Jeder Schritt wird dabei genau reflektiert, begründet und kritisch diskutiert. Dieses Studienformat erstreckt sich zumeist über zwei Semester und ist damit seit der Bologna-Reform um mindestens ein Semester kürzer als im früheren Magisterstudium meiner Studienzeit. Ein zentrales Element dieser Studienform ist seine *Veröffentlichung*: Die studentischen Forschungsergebnisse werden interessierten Öffentlichkeiten etwa in Form einer Ausstellung, einer Publikation, eines Films oder einer Website zugänglich gemacht.⁸ Gleichzeitig nehmen die Studierenden an der politischen Sphäre teil – verstanden als Arena der Auseinandersetzung, jenem, was Chantal Mouffe als »das Politische« bezeichnet.⁹

8 Beispiele wie Warneken, Bernd Jürgen et al.: Das Outfit der Wissenschaft. Zur symbolischen Repräsentation akademischer Fächer am Beispiel von Jura, Botanik und Empirischer Kulturwissenschaft. Begleitband zur Ausstellung im Haspelturm des Tübinger Schlosses, Tübingen: TVV 1998 oder Arteaga, Alex/Knapp, Wolfgang/Lindner, Rolf (Hg.): Sensing the Street³-sinnliche Dokumentation einer künstlerischen Stadtforschung, Berlin: Verlag der Universität der Künste Berlin 2008.

9 Mouffe, Chantal: »Which Public Sphere for a Democratic Society?«, in: Theoria, 49/99 (2002), S. 55–65; Dies.: On the Political, Routledge: London/New York 2005.

Ich möchte zwei dieser Lehrveranstaltungen vorstellen und entlang dieser Beispiele überlegen, unter welchen Herausforderungen das Lehren und Lernen in politisch belastenden Zeiten steht. Im Oktober 2019 startete am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin das ethnographische Projektseminar »Von Probebühnen und Experimentier-Laboren – Ethnographische Erkundungen im Humboldt Labor«, einige Monate vor dem Beginn der Corona-Pandemie. Das Humboldt Labor ist der Ausstellungsort der Humboldt-Universität zu Berlin (HU Berlin) im Humboldt Forum, wobei die HU Berlin eine von vier Institutionen ist, die neben der Stiftung Stadtmuseum Berlin, den Staatlichen Museen zu Berlin mit dem Ethnologischen Museum und dem Museum für Asiatische Kunst und der Stiftung Humboldt Forum die dortigen Ausstellungsflächen bespielt. Die Masterstudierenden begannen ihre ethnographischen Forschungen in der Planungsphase der Ausstellung »Nach der Natur«, die im Herbst 2020 eröffnen sollte und wegen coronabedingten Verzögerungen schließlich im Juli 2021 startete. Wir interessierten uns vor allen Dingen für die Planungs- und Gestaltungsprozesse der Ausstellung in ihren temporalen Praktiken und Konflikten. Der Bau des preußischen Schlosses in Berlin war noch im vollen Gange. Das zweite Master-Studienprojekt »New Publics. Ästhetisch-kollaborative Vernetzungen zwischen Wissenschaften und Öffentlichkeiten« am Institut für Sozialanthropologie und Kulturwissenschaft – Populäre Kulturen der Universität Zürich, das mich zu diesem Beitrag inspirierte, lief zum Zeitpunkt der Tagung »Das Radikaldemokratische Museum Revisited« noch, ist mittlerweile abgeschlossen und die Ergebnisse im Format der Website <https://new-publics.ch/einsehbar>.¹⁰

Zwei Krisenkomplexe, die in ihrer gesellschaftspolitischen Wirkung nicht voneinander zu trennen sind, hatten gravierende inhaltliche, aber auch strukturelle Auswirkungen auf beide Studienprojekte: Beim HU-Studienprojekt war es der Beginn der Corona-Pandemie und die Schließung der Universität. Der Start des Sommersemester 2020 wurde zunächst verschoben und wir mussten dieses eigentlich höchst interaktive und auf Austausch basierende Lehrformat in den digitalen Raum verschieben. Nicht nur, dass plötzlich alle öffentlichen Einrichtungen und damit auch die Universität mit Beginn des Lockdowns selbst nicht mehr zugänglich waren; auch die Planungsprozesse des Humboldt Labors und des kuratorischen Teams erschienen für uns nun noch schwieriger zugänglich. Zudem eröffnete sich mit der Corona-Pandemie

¹⁰ <https://new-publics.ch/> (Zugriff am 25.04.2025).

ein gesellschaftliches Konfliktfeld, das sich durch das Zusammenkommen von Protesten gegen die staatlichen Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie, die später hinzukommenden Impfproteste und breitere rechte Politiken konstituierte.

In diesem Zusammenhang richteten sich politische Kampagnen gezielt gegen Wissenschaftler*innen aus dem Spektrum der kritischen Sozialwissenschaften, insbesondere gegen diejenigen Kolleg*innen, die für einen Schutz von Risikogruppen und vulnerablen Personen einstanden.¹¹ Der universitäre Auftrag einer sogenannten Third Mission, wissenschaftliche Forschung und ihre Ergebnisse einer gesellschaftlichen Öffentlichkeit verständlich zu vermitteln, entpuppte sich nun plötzlich selbst als ein risikohaftes Unterfangen. Dabei zeigte sich für uns eindrücklich, welches kritische Potenzial Öffentlichkeitsarbeit auch unter ökonomisierten Logiken immer noch besitzt. Dabei ist an dieser Stelle notwendig zu betonen, dass bestimmte Wissenschaftler*innen und ihre Forschung schon seit langem unter dem Angriff rechtspopulistischer Kampagnen stehen, wie beispielsweise ein transnationaler Blick in die Gender Studies zeigt.¹² »Corona-Diktatur«, »Impfstreik« sowie »Querdenken« sind einige der Schlagworte, die unser damaliges Zeitgefühl mitbestimmten, die aber sicherlich das komplexe Gefüge von Wissenschaftsfeindlichkeit und

11 Die Angriffe und Gewaltandrohungen gegen die Kolleg*innen aus der Virologie wie Christian Drosten wurden auch in den Medien besprochen. Aber auch Kolleg*innen aus dem sozialwissenschaftlichen Kontext erhielten Hassnachrichten und Bedrohungen; vgl. Interdisziplinäre Kommission für Pandemieforschung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) (Hg.): Wissenschaften in der Coronavirus-Pandemie. Erkenntnisse, Wissens- und Handlungslücken sowie Schlussfolgerungen für die Vorbereitung auf künftige Pandemien, Bonn: 2022.

12 Zuletzt die politischen Eingriffe in die US-amerikanische Forschungslandschaft: vgl. Ryan, Benjamin/Bendix, Aria: »Trump administration axes more than \$125M in LGBTQ health funding, upending research field«, in: NBC News vom 03.04.2025, <https://www.nbcnews.com/nbc-out/out-news/trump-administration-axes-125m-lgbtq-health-funding-upending-research-rcna199175>. Globalpolitisch gesehen nehmen die Angriffe auf die Gender Studies zu: Graff, Agnieszka/Korolczuk, Elżbieta: Anti-gender politics in the populist moment, London: Taylor & Francis 2022. Im Oktober 2018 wurden den Masterstudiengängen Gender Studies an den Budapester Universitäten, der Central European University (CEU) und der Eötvös-Loránd-Universität (ELTE) die Akkreditierung entzogen, vgl. »Hungary to stop financing gender studies courses: PM aide«, in: Reuters vom 14.08.2018, <https://www.reuters.com/article/world/hungary-to-stop-financing-gender-studies-courses-pm-aide-idUSKBN1KZ1LZ/>.

-leugnung nicht einfach erfassen können.¹³ Während des UZH-Studienprojektes, das Ende September 2023 startete, ereignete sich am 07.10.2023 der Terror-Angriff der Hamas auf Israel und die daraufhin beginnende militärische Intervention von Seiten Israels im Gazastreifen. Die nachfolgenden Diskussionen haben in sehr kurzer Zeit auch in der Schweiz zu weiteren und verstärkten Angriffen auf die kritischen Sozialwissenschaften geführt, insbesondere zu einer homogenisierenden Sicht und Delegitimierung der Postkolonialen Theorie insgesamt.¹⁴

Die Normalisierung des Gefühls von Krise erscheint als ein affektives Spannungsfeld von Resignation/Erschöpfung und Kampfgeist/Mobilisierung zu evozieren. Nicht selten schlug das Pendel in Richtung Hoffnungslosigkeit und Resignation, das Zurückziehen in noch kleiner werdende Zirkel, das bei den Studierenden auch eine Verunsicherung bezüglich ihrer Studieninhalte und deren gesellschaftlicher Rolle auslöste. Dieses spannungsgeladene affektive Kontinuum von Hoffnungslosigkeit und Hoffnung macht derzeit und auch langfristig eine »structure of feeling« aus, um mit Raymond William zu sprechen¹⁵ – und legt damit den Fokus auf die komplexe Beziehung zwischen kollektiven Erfahrungen, kulturellen Ausdrucksformen und gesellschaftlichem Wandel.

Unaushaltbare Zeiten: Hoffnungslosigkeit und Future/No Future

Dabei ist diese größere figurative Gefühlsstruktur von Hoffnungslosigkeit oder No Future kein Beiwerk oder gar eine Störung unserer Untersuchungsfelder, sondern vielmehr ein zentraler Teil. Wenn man sie als Element des Feldes begreift, schiebt sie sich wie eine Art Vergrößerungsglas über die kulturellen

13 Binder, Beate/Chakkalakal, Silvy: »Debatte. Dangerous temporalities. Die unerträgliche Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen«, in: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 16/1 (2022), S. 103–125; vgl. auch Chakkalakal, Silvy: »Unbearable simultaneity. On the correlation between mobile objects and people«, in: Boasblogs vom 24.07.2018, <https://boasblogs.org/dcntr/unbearable-simultaneity/https://boasblogs.org/dcntr/unbearable-simultaneity/?pdf=412>

14 Vgl. Purtschert, Patricia/Lüthi, Barbara/Falk, Francesca: »Der Aufbruch zu einer gemeinsamen Gegenwart«, in: Republik vom 13.05.2024, <https://www.republik.ch/2024/05/13/der-aufbruch-zu-einer-gemeinsamen-gegenwart>

15 Williams, Raymond: *Marxism and Literature*, Oxford: Oxford University Press 1977, S. 128–135.

Phänomene der Planung, Kuration und Zugänglichkeit, die wir untersuchen wollten. Wie kann man Hoffnungslosigkeit in seiner affektiven Strukturierung konzeptualisieren und erfassen und mit ihr in der Lehre und im Lernen umgehen?

Ernst Bloch entwirft in seinem Werk »Das Prinzip Hoffnung« (1938–1947)¹⁶ die Hoffnungslosigkeit als Affekt und als unaushaltbare Zeit: »Die Hoffnungslosigkeit ist selber, im zeitlichen wie sachlichen Sinn, das Unaushaltbarste, das ganz und gar den menschlichen Bedürfnissen Unerträglich.«¹⁷ Mit Hoffnungslosigkeit als »unaushaltbare Zeitlichkeit« meint Bloch ein statisches Weltbild, das die Möglichkeit von Veränderung ausblendet und in dem Mensch-Sein selbst nicht als Werdeprozess verstanden wird. Hoffnung wird möglich, wenn man den Menschen nicht als ein determiniertes, sondern als ein werdendes Wesen begreift: »Erst mit der Verabschiedung des geschlossenen-statischen Seinsbegriffs geht die wirkliche Dimension der Hoffnung auf. Die Welt ist viel mehr voll Anlage zu etwas, Tendenz auf etwas, Latenz von etwas [...]«.¹⁸ Für die Kulturanalyse der Empirische Kulturwissenschaft, die in den kulturellen Alltagspraktiken der Menschen ein gestaltendes Potenzial sieht, ist der Bloch'sche Ansatz reizvoll.¹⁹ Hoffnung in Kontrast zu Hoffnungslosigkeit sieht Bloch vor allen Dingen im Alltag der Menschen, in den kleinen Tagträumen, im alltäglichen Imaginieren eines besseren Lebens: »Solange der Mensch im Argen liegt, sind privates wie öffentliches Dasein von Tagträumen durchzogen; von Träumen eines besseren Lebens als des ihm bisher gewordenen.«²⁰ Die Praxis des Tagträumens vereint bei Bloch antizipierendes Denken und Handeln, das wiederum als aktivierende Zukunftsgestaltung verstanden werden kann. Der andere Punkt, der Bloch interessant für eine Kulturanalyse des Alltags macht, ist das Hervorheben des alltäglichen und populärkulturellen ästhetischen Erlebens – also ästhetisches Erleben nicht nur bezogen

16 Ernst Bloch schrieb »Das Prinzip Hoffnung« im US-amerikanischen Exil zwischen 1938 und 1947. Es erschien in der DDR 1954 in mehreren Bänden und 1959 im Suhrkamp Verlag.

17 Bloch, Ernst: Werkausgabe. Band 5. Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993, S. 3.

18 Ebd., S. 17.

19 Vgl. Kaspar Maase über Blochs Bedeutung für die Empirische Kulturwissenschaft/ Europäische Ethnologie: Maase, Kasper: »Kap. 3.2 Ernst Bloch: Hoffnung – Begehren – Utopie«, in: Ders.: Populärkulturforschung. Eine Einführung, Bielefeld: transcript 2019, S. 50–54.

20 E. Bloch: Prinzip Hoffnung, S. 3.

auf sogenannte hochkulturelle Kontexte. Aktivierendes Tagträumen wird hier als »ästhetische Interaktion verstanden, bei der eben nicht vorab feststeht, wohin die (Um-)Deutungskraft der Rezipient*innen führen wird.«²¹ Hoffen wird bei Bloch als menschlicher Affekt konzeptualisiert, der in Praktiken des alltäglichen Tagträumens, die Menschen weit macht und über ihre Verhältnisse hinausdenken lässt. Hoffen ist dabei Re-Imagination. Komplementär dazu entwirft er auch die Hoffnungslosigkeit als Affekt: Nämlich als Furcht, als Angst, die den Menschen reduziert und ihn eng macht.

Hoffnung und Hoffnungslosigkeit sind hier nicht als dichotom, sondern als dialektisch zu begreifen. Das bedeutet, beide in ihrer (affektiv-strukturalen) Beziehungsform zueinander zu untersuchen und nicht so sehr als einen zu überwindenden Gegensatz: »Dialektik ist eine Relationsform. Als solche bringt sie Ordnung in die Dinge oder sprengt das Verdinglichte auf, indem sie es als Komplex von Elementen destruiert. Als Verknüpfung von Elementen ist aber schon stillschweigend vorausgesetzt, daß die Dinge erkannt werden und erkennbar sind. Dialektik greift erst auf der Ebene der Reflexion. Sie ist kein Ausdruck von Irrationalität, sondern rationale Methode, Erkenntnis voranzutreiben.«²²

In der Dialektik Hoffnung/weit/über-sich-hinausgehen vs. Hoffnungslosigkeit/eng/auf-sich-selbst-zurückfallen steckt ein weiterer bewegungstheoretischer Aspekt bei Bloch: über sich hinausgehen-Verbindungen machen und Verbündungen eingehen vs. in der Furcht, auf sich selbst reduziert und zurückgeworfen zu sein: »Der Affekt des Hoffens geht aus sich heraus, macht die Menschen weit, statt sie zu verengen, kann gar nicht genug von dem wissen, was sie inwendig gezielt macht, was ihnen auswendig verbündet sein mag.«²³ »Weit machen« bedeutet dabei nicht nur Erweiterung im Sinne von Verbindungen, sondern auch eine temporale Wirkungsweise in dem Sinne, dass Menschen im Stande sind, über eine als problematisch und zuweilen auch als unerträglich empfundene Gegenwart hinauszudenken und sich eine Zukunft zu imaginieren.²⁴

21 K. Maase: Populärkulturforschung, S. 51.

22 Bothner, Roland: »Wider die gängige Meinung, daß Bloch kein Dialektiker sei«, in: Zimmermann, Rainer E./Koch, Gerd (Hg.): U-Topoi. Ästhetik und politische Praxis bei Ernst Bloch, Mössingen-Talheim: Talheimer-Verlag 1996, S. 60–61.

23 E. Bloch: Prinzip Hoffnung, S. I.

24 An dieser Stelle sollte man nicht der Illusion verfallen, dass diese Möglichkeitsräume nur für emanzipatorische Projekten gelten, sondern leider auch und nicht unerfolg-

die gesamte linke Wand des zweiten Ausstellungsraums im Humboldt Labor erstreckt, dient der medialen Übersetzung und Narration von Forschungsansätzen. Im Fokus steht dabei die Verknüpfung zweier thematischer Komplexe: der Krise des Liberalismus und der ökologischen Krise.²⁵ Auf dieser sind sie nun mit einem eigenen Kapitel zu sehen. Der studentische Beitrag mit dem Titel »Zukunft ist politisch!« greift explizit die Fragen unseres Studienprojekts auf (s. Abb. 3). Die Studierenden reflektieren dabei, wie wissenschaftliche Institutionen, Museen und Ausstellungsräume in die Imagination von Zukünften hineinwirken und sie fordern und praktizieren eine engagierte Wissenschaft, die einen emanzipatorischen Auftrag wahrnimmt.

Abb. 3: Medienwald, Humboldt Labor



Bild: Friedrich von Bose

- 25 Geißler, Andreas: »Nach der Natur. Die Forschungswand als multimedialer und interaktiver Ausstellungs- und Resonanzraum«, in: Heide Barrenechea, Bastian Herbst, Max Illner (Hg.), Nach der Natur/After Nature. Laborbuch zur Ausstellung im Humboldt Labor, Berlin/Zürich: Diaphanes 2024, S. 68–75.

Eine weitere Gruppe wurde von den Gast-Kurator*innen Franka Schneider und Antonia von Trott eingeladen, einen sogenannten »Empty Space« im Archivbereich der Ausstellung zu kuratieren. Die Studierenden reflektieren in dem Audiobeitrag die Gegenwärtigkeit des universitären Lautarchivs und des Hahne-Niehoff-Archivs in ihrer erinnerungspolitischen Dimension von NS- und Kolonialgeschichte.²⁶ Doch wir haben es hier nicht nur mit Beziehungsarbeit, sondern auch mit einer kontraintuitiven Praxis zu tun – einem Dazwischen-Treten der studentischen Perspektive, die manchmal in allzu glatte, oben bereits erwähnte Erzählungen, die die HU Berlin als Exzellenzuniversität immer auch mit dem Humboldt Labor verband, auch stören kann und will.

Dabei muss erwähnt werden, dass dieselben Studierenden zu Beginn des Seminars dem Humboldt-Forum als Ort, an dem die HU Berlin mit dem Humboldt Labor beteiligt sein würde, aufgrund der an ihm kulminierenden Provenienz- und Restitutionsdebatten und den Diskussionen um den Umgang mit deutscher Kolonialgeschichte sehr kritisch gegenüberstanden (das gilt selbstverständlich auch für Akteur*innen im Forum selbst). Und auch die HU hatte ihre eigenen Auseinandersetzungen mit ihrer problematischen Geschichte im Zusammenhang mit dem Kolonialismus und dem Nationalsozialismus zu führen. Vor dem Hintergrund der vielen Kritiken am Humboldt Forum – *dem* bundesdeutschen Kultur Großprojekt – als geschichtsrevisionistisch und großbürgerlich, implizierte die paranoid-unterstellende Lesart auch eine Disqualifizierung der Ausstellungsräume des Humboldt Labors – und reihte sich damit auch in weitere Positionen innerhalb des kritischen Kunstfelds Berlins und aktivistischer Zusammenhänge ein, die die Möglichkeit einer anderen, kritischen Praxis innerhalb des Großprojekts grundsätzlich infrage stellte. Mit paranoidem Lesen meine ich ein verdachtsvolles Lesen, dass bereits im Vorfeld Mächteverhältnisse antizipiert und vor allen Dingen problematische und vernünftigmachende Strukturen in den Blick nimmt. Grundsätzlich ist dieses durch eine kritische Analyseperspektive gekennzeichnet, die sich Wahrheitsregimen und ihren Normalisierungsstrategien vorsichtig nähert. Ich bin hier natürlich

26 Lange, Britta: Gefangene Stimmen: Tonaufnahmen von Kriegsgefangenen aus dem Lautarchiv 1915–1918, Berlin: Kadmos 2019; vgl. auch die Website des Lautarchivs: <https://www.lautarchiv.hu-berlin.de/> (Zugriff am 25.04.2025); Schneider, Franka: »Von an- und abwesenden Foto-Objekten. Das Hahne-Niehoff-Archiv als fragmentarische Sammlung volkskundlicher Fotografien«, in: Dies. et al. (Hg.), Foto-Objekte. Arbeiten in archäologischen, ethnologischen und kunsthistorischen Fotoarchiven, Bielefeld: Kerber Verlag 2020, S. 36–55.

inspiriert von der Arbeit Eve Kosofsky Sedgwicks, feministisch-theoretische Literaturwissenschaftlerin und Affekttheoretikerin, die bereits 1995 in ihrem einflussreichen Artikel »Paranoid Reading and Reparative Reading, or, You're So Paranoid, You Probably Think This Essay Is About You« eine Analyse des paranoiden Lesens entwickelte. Paranoia wird in diesem affekttheoretischen Konzept Sedgwicks nicht pathologisierend und abwertend verwendet.²⁷ Ebenso wenig entwirft Sedgwick die reparative Lesart in der reinen Opposition zur paranoiden Lesart. Reparation meint nämlich keinen naiven Blick auf Wiedergutmachung oder auf voraussetzungslose Heilung. Ein reparatives Lesen entwirft Sedgwick vielmehr als eine Suchbewegung, die nach einer Verbündung- und Verbindungen-machenden Lesart fragt. Während das paranoide Lesen fragt: Was ist falsch und problematisch an dem Werk? Fragt die reparative Lesart nach ermöglichenden Strukturen in einer wohlwollenden Manier. Auch nimmt ein reparatives Lesen die poetischen und gestalterischen Möglichkeiten ernst und lässt ein kulturelles Surplus (auch der kulturwissenschaftlichen Analyse selbst!) in Form von nicht vorhersehbaren Wirkungen zu.

In diesem Feld, in dem wir den Re-Imaginationen und Hoffnungen der Akteur*innen nachgingen, wurden auch die Grenzen und Probleme sichtbar – ebenso wie unsere eigenen Erwartungen und Hoffnungen an die Universität als Wissens- und Bildungsraum. Es wurde schnell deutlich, dass wir es mit einer ungleichen Gleichzeitigkeit alltäglicher Erfahrungen zu tun hatten – erkennbar an den unterschiedlichen Zukunftsperspektiven der beteiligten Akteur*innen und unserer oft schon vorgeprägten Kritik an den institutionellen Strukturen der Universität und dem übergeordneten Rahmen des Humboldt Forums. Wir erkannten hier die größeren Relationen und Handlungsrahmen, die begrenzten Ressourcen der Universitätssammlungen, ihren fortschreitenden Verfall, die befristeten Verträge der Kurator*innen, der Projektleitung und der Assistenzen (niemand aus dem Team, das die Inbetriebnahme des Labors und die Konzeption der Ausstellung »Nach der Natur« verantwortete, war zum Zeitpunkt ihrer Eröffnung noch dort beschäftigt!), die architektonischen und politischen Beschränkungen, die das Berliner Schloss selbst mit sich brach-

27 Sedgwick, Eve Kosofsky: »Paranoid reading and reparative reading; or, you're so paranoid, you probably think this introduction is about you«, in: Aina Barale, Michèle/Goldberg, Jonathan/Moon, Michael (Hg.): *Novel gazing: Queer readings in fiction*, Durham: Duke University Press 1997, S. 1–37.

te.²⁸ Wir entdeckten zudem ein vielfältiges und fragmentiertes Publikum des Humboldt Labors mit sehr unterschiedlichen publizistischen (im Sinne von öffentlich-machen) Ansprüchen: wie z.B. die Universitätsleitung, das Feuilleton, Aktivist*innengruppen, die HU-Akademiker*innen und -Student*innen, und die Tourist*innen.

Im Laufe unserer ethnographischen Arbeit wurde deutlich, dass die Entstehung der Ausstellung »Nach der Natur« im Humboldt Labor ein komplexes Netzwerk von Beziehungen darstellt – geprägt von Machtverhältnissen, Abhängigkeiten und unterschiedlichen Interessen. Auch wir waren als Forschende Teil dieses Geflechts.²⁹ Mit Beziehungsnetzwerk meinen wir auch die relationalen Verbindungen und Abhängigkeiten zwischen Menschen, ausgestellten Forschungsobjekten und -apparaturen, Ausstellungsmedien und wissenschaftlichen sowie kuratorischen Konzepten.³⁰ Wir lernten, dass materielle Gegebenheiten, vergangene politische Debatten und ihr Ausgang sowie das Navigieren durch ökonomische Logiken nicht selten in fundamentalem Konflikt stehen mit kuratorischen und vermittlerischen Alltags und den Ansprüchen, den die Akteur*innen hier selbst haben. Diese Konflikte und Widersprüche, die sich oftmals schlecht auflösen lassen, sind dabei zentraler Teil von der Ausstellung in ihrer spezifischen Form und ihren Formatierungsprozessen. So muss man vom Standpunkt einer alltagskulturellen Analyse die Ausstellung selbst als Teil dieses sozio-materiellen Beziehungsnetzwerkes verstehen. Ausstellung als ein aktives Medium zu begreifen bedeutet, sie sowohl als ein multimodal-semiotisches System der Repräsentation als auch als ein methodisches Werkzeug der ästhetischen Erfahrung und Wissensgenerierung ernstzunehmen. So kann man die Kämpfe und das Denken mit der Ausstellung »Nach der Natur« besser nachvollziehen; die Kurator*innen,

28 von Bose, Friedrich: Das Humboldt-Forum. Eine Ethnografie seiner Planung, Berlin: Kadmos 2016.

29 Für die komplexen institutionellen Zuständigkeiten des Humboldt Labors im Kontext des Humboldt Forums, die innerinstitutionellen Kämpfe um Themensetzung, Repräsentation und Sichtbarkeit, den gestalterischen Un/Möglichkeiten im materiellen und symbolischen Sinne, vgl. Chakkalakal, Silvy/Biewer, Dominik/Strott, Laura (Hg.): Kuratieren als Relation. Ethnographische Erkundungen im Humboldt Labor, Berliner Blätter 90 (2025).

30 Prinz, Sophia/Schäfer, Hilmar: »Die Öffentlichkeit der Ausstellung: Eine Dispositivanalyse heterogener Relationen des Zeigens«, in: Danko, Dagmar/Moeschler, Oliver/Schumacher, Florian (Hg.): Kunst und Öffentlichkeit, Wiesbaden: Springer-Verlag 2015, S. 283–302.

Vermittler*innen und auch wir befanden uns in einer spannungsgeladenen Interaktion mit der Ausstellung. Wie es in der qualifizierenden ethnographischen Forschung in unserem Fach oft passiert, wurden die Master-Studierenden über ihre Involvierungen mit eigenen Projekten und ihre Mitarbeit nicht selten selbst Teil des Feldes. Viele haben im Laufe des Projektes Jobs in museumsnahen Bereichen, im akademischen Feld der Museum Studies oder als kuratorische Assistenzen – auch im Humboldt Labor selbst – begonnen.

Es zeigt sich, dass paranoide und reparative Lesarten des Feldes als Teil von einem ganzen Repertoire von diversen Lesepraktiken angesehen werden können. Sie sollten nicht gegeneinander ausgespielt werden. Paranoia im Foucault'schen und Segwick'schen Sinne ist notwendig, um die vermachten Strukturen und manchmal auch Limitationen der Handlungsmacht der Akteur*innen (inklusive der Ausstellung!) besser zu verstehen. Reparatives Lesen, Forschen und Repräsentieren hingegen folgt einer relationalen Politik des Verbindung- und Verbündung-Suchens.

Hoffnung kontraintuitiv: Einige abschließende Überlegungen zu Schnelligkeit und Langsamkeit der Lehre

»Hoffen ist lehrbar«
(Ernst Bloch 1938–1947)³¹

Das ethnographische Studienprojekt in der Empirischen Kulturwissenschaft/ Europäischen Ethnologie regt wie jedes andere zeitintensive Lehrformat (z. B. die Vorlesung) dazu an, über die eigene Lehrtätigkeit, die eigenen Ansprüche, aber auch Kapazitäten zu reflektieren. Hoffnungsvoll zu lehren und lernen war zum Zeitpunkt der Tagung eher kontraintuitiv und deswegen auch anstrengend. Pessimistische und negativ-theoretische Ansätze sind derzeit sehr stark und scheinen sich intuitiv einem »F*** the Future«-Gefühl hinzugeben.³²

Im zeitlichen Antagonismus zwischen schneller Drittmittel-Projektformigkeit und mangelnden langfristigen Arbeitsstrukturen und -ressourcen äußert sich ein zeitliches Problem: Inwieweit stört das langsame Forschen und Denken der Ethnografie selbst eine Universität, die versuchen muss,

31 E. Bloch: Prinzip Hoffnung, S. I.

32 Benedicto, Bobby: »Queer Beyond Repair: Psychoanalysis and the Case for Negativity in Queer of Color Critique«, in: Postmodern Culture 33.2 (2023).

diese unterschiedlichen Zeitlichkeiten und Zeitlogiken in ihren Arbeitsweisen zu verbinden? Innerhalb von Bildungsinstitutionen gilt es diese anstrengende Verbindungsarbeit zu leisten, die innerhalb dieser zeitlichen Konfliktzonen arbeiten: Arbeitsflüsse in der Lehre, aber auch innerhalb von Verwaltungs-, Kurations- und zuletzt auch Publikationsprozessen sind immer wieder mit diesen Zeitkonflikten konfrontiert, und sie werden sehr oft auch verunmöglicht. Insofern verwundert es manchmal, wie streng wir mit den Institutionen Museum und Universität umgehen. Wahrscheinlich liegt ein Grund darin, dass wir das paranoide, verdachtsvolle Lesen geübt sind, weil es für uns als machtkritisch geschulte Forschungshaltung intuitiv ist. Weil wir manchmal nicht erkennen wollen, dass das Medium Ausstellung nicht alles leisten, nicht alle Probleme lösen kann und sicherlich auch an vielen Stellen Probleme sichtbar macht und in der Sichtbarmachung auch (re)produziert. Als Teil einer reflektierten Lehre erkennen wir jedoch auch verbündendes Potenzial, auch an einem historisch und gesellschaftspolitisch so problematischen Ort wie dem Berliner Schloss, in und mit den Kämpfen, die ein solcher Ort mit sich bringt; selbst an einem Ort, an dem Leute in befristeten Arbeitsverhältnissen arbeiten, so dass die Ausstellungseröffnung nicht einmal mehr in die Zeit eines laufenden Arbeitsvertrages fällt.

Auch die Lehre verändert sich im Spannungsfeld unterschiedlicher und sich nicht selten in Konflikt befindlicher Zeitlichkeiten. Dennoch gilt es zu betonen, dass gerade die mühsame Arbeit des Austauschs und des zeitlich einzuplanenden Zusammenkommens sowie die aktive Verknüpfung von Forschung und Lehre im ethnographischen Studienprojekt der Empirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologie die Mühe wert sind. Gerade um diese langfristigen und anstrengenden Studienformate, die über mehrere Semester gehen, die ein Ausprobieren, ein Zusammendenken und das Aufbauen von Beziehung ermöglichen, ist im Rahmen der Bolognareform gekämpft worden.³³ Es ist klar, dass sie in der Logik von Schnelligkeit und schlankeren Planungsprozessen und in Zeiten von weniger Investment für Lehre schnell auf der Kippe stehen.

Dabei darf an dieser Stelle kein romantisierendes Bild des Studienprojektes produziert werden, denn es ist mittlerweile selbst auch Teil der Third Mission

33 König, Gudrun/Korff, Gottfried (Hg.): *Volkskunde'00: Hochschulreform und Fachidentität*. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Tübingen: TVV 2001.

der Universität geworden. Es ist Teil von Drittmittelförderanträgen und legitimiert, als Öffentlichkeitsarbeit gelabelt, den eigenen Forschungskontext, wie dies auch im Fall der von mir hier vorgestellten beiden Projekte der Fall war. Die ausgewählten Kollaborationen mit Museumsinstitutionen oder anderen Bildungseinrichtungen sind und waren schon immer Teil des Professionalisierungsarguments der Disziplin Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie. In einer Verbleibstudie des Instituts für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin gaben viele Befragten an, dass die Teilnahme am Studienprojekt und das eigene Entwickeln von Projekten und die forschenden Kollaborationen ihnen nicht selten den Einstieg in spätere Praxis- und Berufsfelder ermöglicht haben bzw. der Weg in die Institution waren.³⁴ Der unfertige DIY-Charakter von Studienprojekten steht immer in gewisser Weise im Spannungsverhältnis zu einem professionellen öffentlichen Auftritt und macht meines Erachtens den ästhetischen Reiz dieses Format aus (s. Abb. 4, Abb. 5).

Abb. 4+5: »Studienprojekt Sensing the Street³«, Kubus Publikation (Alex Artega, Wolfgang Krapp, Rolf Lindner (Hg.)

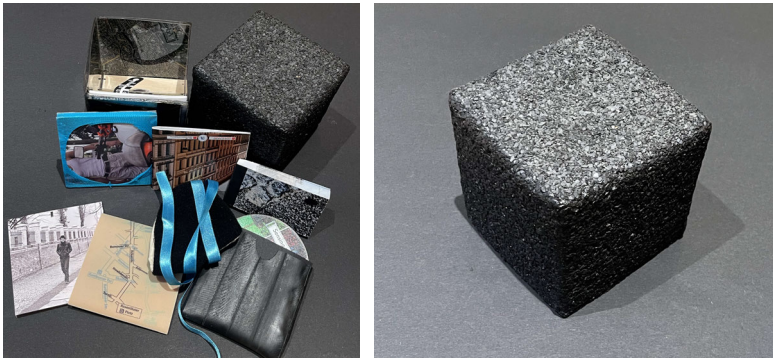


Bild: Silvy Chakkalakal

Wichtig ist mir am Ende festzuhalten, dass Hoffnungslosigkeit sich auch aus den bildungspolitisch mitproduzierten Krisen ergibt. Es gilt die schnellere

34 von Bose, Friedrich/Imeri, Sabine: Verbleibstudie des Instituts für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin: 2012.

Zeitlichkeit von Projekten und die langsamere Strukturhaftigkeit von Lehraufgaben miteinander auszuloten. Hoffnungslosigkeit als Affekt ist nicht einfach da, sondern sie wird im Sinne einer »structure of feeling« auch von unseren Verstrickungen, unserer Lehrpraxis, unseren Einsätzen und Kapazitäten mit hervorgebracht. Needless to say, dass in einer rein projektförmigen Lehre vor allen Dingen diejenigen auf der Strecke bleiben, die mehr Diskussion, mehr Zeit, mehr von allem gut gebrauchen können.